

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. Kreisausgabe Bühl. 1943-1944 1943

207 (29.7.1943)



Das Niemandsland

Von Einschlägen durchfurcht, liegt zwischen den Gräben das Niemandsland im gespenstischen Schein der Leuchtraketen.

Das Kampflied von Orel

Von Kriegsberichterstatter H. Joachim Szelinski

P.K. Ertröt auf den Schlachtfeldern im vierten Jahre dieses weltweiten erbitterten Ringens noch ein Marschlied der Soldaten? Und wenn es irgendwo anklingt, wie geht dann die Melodie beiseite? Wie mag wohl eine solch wunderbare Melodie beiseite sein, welche die Männer nach vier Jahren Kampf, nach zweijährigem Ringen mit dem Bolschewismus, nach zwei Wintern, — eine Melodie, welche die Männer nach all diesen Marterungen ihres Körpers und ihrer Seele noch immer und angefüllt des Todes auf den Lippen und in den Herzen tragen? Wenn es ein solches Lied der Todesbereiten gibt, muß ihm nicht der Sieg folgen?

Auf den Schlachtfeldern um Orel stehen die dunklen Erdfontänen der Granateinschläge. In der Luft hallt das Verknallen der Granaten, das Krachen der Bomben. Die Gegner kämpfen, jeder die Front an der Stelle des anderen. Dies ist kein romantischer Krieg. Er ist bis in die Details des Todes brutal und fieselnlos. Angriff und Abwehr warten im ständigen Wechsel. Dem aufgeworfenen splitterigen Erdbreich krümmt ein feuchtdunstiger Dampf aus. Dazwischen schwebt nicht ein frisch aufgeworfener Granatbrocken? Hier haßt der Grenadier, hier kämpft er für sein Leben. Kämpfen? Nur selten, wie er eigentlich sollte und lieber auch gerne möchte. Er konzentriert in seinem Schützenloch und preßt sich im splitternden Eisenhaag des Trommelfeuers in die Schützendeckung des Trichters und wartet, — wartet auf den Befehl, auf den Kampf, auf die Ablösung. Es sind nicht viele Dinge, auf die der Grenadier warten kann, aber der Tod ist auch darunter. Also wartend hockt hier der Grenadier und hält seinen Körper hin, ein lebendiger Schild seiner Heimat und seines Volkes, ein lebendiger Schutzschild für Europa.

Weiter hinten, wo dem Mann im Trichter schon tödlicher Friede zu sein dünkt, steht die Artillerie. In Wäldern und Büschen, hinter Buschwerk und in der Sichtbedeckung der gelben Getreidefelder sind ihre Geschütze aufgestellt. Auch auf der anderen Seite stehen sie so bereit. Und alle diese Geschütze, die aufstehen und sich schnell wieder ducken, die mit wissenschaftlicher Genauigkeit auf die Quadratmeter eingeschossen, die zu schirmen oder zu halten sind, auf die Scherz und Gräben und Trichter, in denen die da vorn hocken.

Können auf solchen Boden die Töne eines „Sofenfriedberger“, eines „Lorenziers“ erklingen? Dennoch, — auch dieser Kampf hat seine Panfare! Auch diese Schlacht, in der Material gegen Material wütet und der Mensch auf bitterem Boden dahinsinkt, hat ihr trübseliges Lied, das die Soldaten pfeifen und auftrifflern und zu letztem Einzug mitreißt. Die Heimat selbst hat dieses Lied der Front geschaffen, und der

Krieg setzte es in Ton. Eine heiße, wilde Melodie ist es, die ins Blut geht. Der gemaltige Wohlstand der Arbeit gibt hier den Takt, das Stampfen der Maschinen klingt darin auf, das Klammern und Schmeißen der Waffen, aber auch das Heulen der Sirenen und die Terrorbomben englischer Flieger. Der Vater am Schraubstock, die Mutter am Nähstich, — sie schenken dieses Lied dem Sohne im Schützenloch der Front, die Schwester, der Bruder, die schaffende Frau ihrem kämpfenden Manne. Denn dies ist das Kampflied von Orel, das Trübselig der großen Schlachten dieses vierten Kriegsjahres: die dröhnende Melodie der braulenden, dröhnenden Motoren!

Der Grenadier liegt in seinem Schützenloch, auf das sich ein tödlicher Eisenhaag ergießt. Stunde um Stunde liegt er so da, und nach der Not des brutal trommelnden Materials, die an seinen Nerven zerrt und sich in sein Mark hineinfräßt, hält der Feind ihn für reif. Seine Panzer brechen vor, — Panzer, viele Panzer! Nun soll das vollere Kampfmateriale dem deutschen Soldaten den Rest geben, soll ihn überleben, zermalmen.

Da aber hört der Grenadier auf seinem Posten die deutsche Panfare. Wist ihr, wie die Motoren des „Tiger“ aufheulen, wenn er sich in den Kampfürzt, wenn er allein, ein einziger deutscher Panzer, sich einer sehr und zwanzigfachen Übermacht entgegenwirft! Dann erklingt die braulende deutsche Melodie der neuen Schlacht! Nicht Massen werfen wir gegen Massen, nicht Material gegen Material. Wir zwingen die Waffe mit der Kraft unseres Geistes, wir zerlegen das geballte Material, das die Welt beherrschen soll, mit dem Material, das wir beherrschen! Sie laufen auf dröhnenden Motoren und haben eine starke Panzerung bekommen, die Infanteriegeschütze, die Panzerabwehrkanonen, die Maschinengewehre, die Sturmartillerie bracht in neuer Mischung dem Feind entgegen. Neue bessere Schützenpanzerwagen, tragen die Panzergrenadiere in die Schlacht.

Immer wieder stellt sich die Heimat vor den Soldaten im Granattrichter, vor dem bedrängten Schützenloch. Sie kommt zu ihm mit dem Sturmlied ihrer Arbeit, mit den Panzern ihres unermüdeten, mochen kämpferischen Geistes. Der „Tiger“, der acht oder zwölf oder zwanzig Feindpanzer abgeschossen hat, und nun zurückrollt, um wieder Munition zu lassen, er singt triumphierend das deutsche Kampflied des vierten Kriegsjahres. Die Sturmgeschütze singen es und alle die anderen neuen Waffen, die mit befehlendem Motorengedröhn von Kampffeld zu Kampffeld braulen.

In unseren Grenadieren aber hallen die Panzern auf der Heimat nach. Mit ihrem Klang im Herzen hallen sie die Front und zer-

Fortsschritte in der Rundfunktechnik

Neuer Lautsprecher mit einmaliger Plastizität

Die Fortsschritte auf allen Gebieten der angewandten Wissenschaft beweisen, daß auch während des Krieges die Forschung an der Peripherie ihrer reinen Nützlichkeitsaufgaben noch anderen Problemen nachspürt, deren Wert über die zeitbedingten Verhältnisse hinausreicht. Die Ergebnisse solcher Forschungsarbeiten auf dem Gebiet der Schallaufnahme und Schallwiedergabe wurden dieser Tage vor einem kleinen Kreis im Haus des Rundfunts in Berlin vorgestellt.

Neue Verfahren für „Tonkonserven“
Die Nachteile der bisherigen „Tonkonserven“ bei der Aufzeichnung der Schallplatte beruhen darauf, daß die Länge der Aufnahme durch die geringe Größe der Platte eine Grenze gesetzt ist; daß durch die von der Schneidnadel gezogenen und eng aneinanderliegenden Rillen nur die Aufzeichnung einer ungenügenden Dynamik möglich ist (da die Gefahr besteht, daß die seitliche Schwingung der Nadel in die danebenliegende Schallrinne hineinfließt); daß die rein mechanische Aufzeichnung keine Erleichterungen verleiht; daß die Schleiferränder bei der Wiedergabe überdauern, usw.

Das änderte sich erst, als vor einigen Jahren die UGS das Magnetophonverfahren entwickelte, bei dem eine auf einem schmalen Filmband aufgetragene Eisenpulvermasse magnetisiert wurde. In Gemeinschaft mit der UGS und der IGS entwickelte die Reichs Rundfunkgesellschaft als Hauptinteressentin das Verfahren weiter, das heute an der Spitze aller Schallkonzernierungsverfahren steht. Die bedeutendste Weiterentwicklung des Magnetofons stellt die Hochfrequenzaufzeichnung nach Dr. von Braunmühl und Dr. Weber (Reichs Rundfunkgesellschaft) dar. Sie ermöglicht Aufnahme und Wiedergabe größter Dichtungen ohne jede Einengung der Dynamik bei einem Frequenzumfang von 9 Oktaven. Die Lautzeit ist praktisch unbeschränkt. An jeder Stelle kann der Aufnahmeband ausseinerergriffen und wieder eingewickelt werden. Eine Abnutzung tritt auch nach sehr häufiger Wiedergabe nicht auf. Nach Wiedergabe der vorherigen Aufnahme ist das Band wieder zu verwerten.

Die PK. arbeitet mit Magnetofon
Da die Aufnahme nicht wie bei der Schallplatte mechanisch erfolgt, ist das Magnetofon auch nicht schwingungsempfindlich und kann überall, im Freien, im Kraftwagen usw., eingesetzt werden. So nimmt man nicht nur mit nationalen Apparaten Opern, Konzerte oder Schauspiele auf, sondern setzt das magnetische Filmband auch bei den beweglichen Arbeiten der Funkreporter und besonders für die Zwecke der PK. ein. In zwei kleinen Köcherchen von je 15 Kilogramm Gewicht ist das für die PK. entwickelte Magnetofon mit Mikrofon, Verstärker, Batterien usw. untergebracht. Mit diesen hochwertigen Schallaufnahmegeräten wird ein großer Teil der Sendungen heute durchgeführt, und der Hörer kann nicht mehr feststellen, ob es sich um eine Originalsendung oder um eine „Schallkonzerve“ handelt.

Ein neuer Lautsprecher
Durch die Schaffung des Magnetofons, die den hochspannten Ansprüchen entspricht, sowie durch die Verwendung unserer neuen ausgereinigten Mikrofone, vorzüglicher Übertragungsfaktoren, besserer Senderkonstruktionen usw., wäre der Rundfunkempfang bereits vor zwei Jahren auf einem Höchststand angelangt gewesen, wenn nicht die Schallwiedergabegeräte, die Lautsprecher, eine Anzahl bedenklicher Mängel gehabt hätten. Sie waren jetzt, nachdem man auch die Verstärker verbessert hatte, das schwächste Glied in der Übertragungskette. Eine weitere Verbesserung der Qualität der Übertragung war eigentlich zwecklos, da sie in unseren besten Lautsprechern nicht hörbar gewesen wäre.

Schlagen die anbrandende Menschenflut des Bolschewismus. Wie bei Orel geben an allen Fronten die roten Leuchtschiffe hoch: der Feind greift an! Er will uns mit seiner Produktion erlösen. Die Erfinder der Kinderarbeit, die amerikanischen Roboter und die Herren über „Stachanow-Sklaven“ reichen sich die Hände, um Europa gemeinschaftlich mit den Massen ihres Kriegsmaterials niederzuwalzen. Die große Schlacht des vierten Kriegsjahres tobt. In den fonsentrierten Angriff des Feindes hinein fließt mit dem dröhnenden Kampflied ihres Motors die deutsche Waffe.

Die Reichs Rundfunkgesellschaft entwickelte daher in langjähriger Arbeit einen neuen Lautsprecher, der eine Reihe grundlegender Verbesserungen aufweist und die Schallwiedergabe auf einem der höchsten Stadien in der Übertragungstechnik stellt. Demgegenüber wäre nun wieder eine Verbesserung der anderen Hilfsmittel zu rechtfertigen.

Die Vorführung zeigte eine bedeutende Erweiterung des Frequenzbereiches, das bei den bisherigen Lautsprechern zwar mit 50 Hz bei den tiefen Tönen zufriedenstellte, bei den hohen Tönen und Frequenzen aber ganz ungenügend war. Der neue Lautsprecher bringt Töne von 20 bis 13 000 Hz — also einen Umfang von 9 Oktaven — völlig einwandfrei und hat dabei noch den Vorteil, daß er die ganz hohen Frequenzen nicht nur dann hörbar werden läßt, wenn der Zuhörer in der Verlängerung der Mittellage des Lautsprechers sitzt — „in ihn hineinfließt“, wie das früher notwendig war — sondern einem Raumwinkel von 90 Grad einwandfrei bestrahlt. Viele andere, dem Seiten nur in der Erfindungsform, aber nicht nach dem technischen Begriff bekannte Nachteile der alten Lautsprecher sind beseitigt: die Klangfarbe schmant nicht mehr, der Ton ist natürlich und bleibt unverzerrt, die Einschwingvorgänge sind stark abgekürzt und das tiefe Mitschwingen wie beim Großflächen-Lautsprecher ist beseitigt.

Das Ende der Schallplatte?

Erreicht wurden diese Verbesserungen durch eine neuartige Konstruktion. Obergrenzeur G. M. I. I. von der Reichs Rundfunkgesellschaft hat diesen sogenannten Breitbandlautsprecher durch eine Kombination aus dem Trichterlautsprecher und dem Großflächenmembranlautsprecher. Zwei voneinander getrennte Schwingulmen sind mit zwei Membranen verbunden, von denen die äußere Papiermembrane die tiefen und mittleren Töne bis zur Ueberlappungsfrequenz, die innere Leichtmetallmembrane die höheren und höchsten Töne wiedergibt. Diese und andere Eigenarten des Aufbaues verleihen dem neuen deutschen Lautsprecher eine naturgetreue Wiedergabe der Sprache und eine hohe Durchsichtigkeit und Klarheit bei Drehwertwerten sowie eine Plastizität, die einzig dastehend ist. Das früher stets unangenehme Vibrieren des Lautsprechers ist jetzt wirklich beseitigt. Die Musik ist von einer geradezu erschütternden und an Rauberei grenzenden Plastik und Klarheit. Man hat nicht mehr das Gefühl, daß dort bei zwei Rhythmen Musik aus dem Schallloch kommt, sondern die Melodien erklingen im ganzen Raum; ja, man hört dort hinten die energiegelassenen Stöße der großen Posaune, weiter drüben rechts das



Entschleiertes „Geheimnis“

Die amerikanische Panzerbüchse „Stanley“, auch „Bazooka“ genannt, die von der feindlichen Propaganda als neue Geheimwaffe groß herausgestellt wurde, für uns aber keinerlei Überraschung bedeutet. (PK-Aufnahme: Kriegsberichterstatter Hochscheid, Atl., Z.)

Fassett der Pflanzstoffe, die vor uns in der Mitte das weiche Loden der Geigen. Eine Szene aus dem „Bau“, die Beschönigung des Erdgeistes, läßt eine geradezu unheimliche Wirkung aus durch die ganz im Vordergrund geplatzten Worte des Doktors und die weit von hinten kommende Stimme des Geistes.

Wenn auch das Magnetofon aus mancherlei Gründen nicht dazu bestimmt und geeignet ist, in absehbarer Zeit das Erbe der Schallplatte im Hausgebrauch anzutreten, und wenn auch der neue Edmiller-Lautsprecher erst nach dem Kriege seinen Siegeszug in großem Maße beginnen wird, so zeigen doch diese Erfolge der deutschen Wissenschaft, daß sich die Fortschrittlichkeit auf Gebieten beziehen, die mit dem Kriege nur sekundär zusammenhängen, und daß mitten im Völkerringen Werte für den Frieden entstehen.

Tödliches Spiel mit einem Blindgänger

In Selhausen bei Dären hatte ein vierzehnjähriger Junge ein nicht freizetendes feindliches Bombenmengenstück gefunden. Er trug es eine Zeitlang in der Tasche und warf es dann mit aller Kraft auf den Boden. Das Geschöß explodierte durch den Aufschlag und tötete den Jungen auf der Stelle. Vier des Weges kommende Perjonen, davon drei aus einer Familie, wurden schwer verletzt.



Ein neuer Riese rollt an

Der Transport eines neuen Geschützes für eine schwere Fernkampfbatterie der Kriegsmarine an Norwegens Küste hat seinen Bestimmungsort erreicht. (PK-Kriegsberichterstatter Jank PBZ (Sch))

Der Engel auf der Truhe

ROMAN VON CHARLOTTE KAUFMANN

40. Fortsetzung
Sie stand plötzlich auf. „Schreibe ihm“, sagte sie, ohne Wendel anzusehen und ging aus der Tür.

Da schrieb Wendel nicht nur nach Jurata, er schrieb auch einen Brief nach Berlin.

Doch während aus Berlin sofort eine Antwort eintraf, kam aus Jurata keine Nachricht. Da schrieb Wendel einen zweiten Brief an Frau Katrina Sabiecki. Als er ihn abgeben wollte, bekam er mit seiner Mutter Streit.

„Sie ist so halbsüchtig wie ihr Vater. Wenn sie eigeninnig, verbissen und ungeschickig. So laß sie doch!“

Wendel lachte zornig. „Verbissen und ungeschickig bin ich auch“, sagte er. Sie standen auf der Diele, die Vorhänge waren schon vorgezogen, eben hatte einer der Guten Abend gemünzt und war auf sein Zimmer gegangen, das Radio spielte nebenan eine leise Musik.

„Es ist schade um die Kraft, die du da vergebst. Du solltest sie für andere Dinge aufwenden.“

„Für welche denn?“

„Für solche, mit denen du deine Zukunft neu bauen willst.“

„Ich kann mir Katrines Kind — mein Kind nicht aus meiner Zukunft wegdenken“, sagte Wendel lässig, aber gleichwohl fest.

Seine Mutter bekam einen schmalen Mund. „Diese Absicht hatte ich nicht vor vierzehn Jahren“, sagte sie fest.

Wendel lachte kurz. „Das Schicksal befürmert sich zumeist wenig um unsere Absichten. Du wirst ja schon gemerkt haben, daß ich deine damaligen Handlungen und Pläne nicht billige.“

Frau Jurgeleit riß erregt an der gelben Bernsteinfette, die ihr hochgeschlossenes schwarzes Kleid zierte. „Allerdings. Es ist mir seit geraumer Zeit so, als glaubte ich, irgend etwas wiedergutmachen zu müssen.“

Wendel trat vor sie hin. „Ich werde auch gutmachen. Alles, was noch gutzumachen ist.“

Sie drehte an ihrer Kette, öffnete den Mund zweimal zu einer Erwiderung. „Es wird nicht mehr viel zu machen sein“, sagte sie schließlich. „Katrine Wella ist verheiratet.“

Wendel hob die Brauen. „Ich sehe eine ganze Menge Möglichkeiten, um gutzumachen. Selbst das, was du erwähnest, wäre zu ändern.“

„Ich verstehe dich nicht“, rief Frau Jurgeleit, zitternd vor Erregung, hervor. „Ich weiß nicht, was du willst. Du hast doch Katrine damals nicht geliebt.“

„Doch“, erwiderte Wendel.

„Aber heute liebt du sie nicht mehr.“

„Das weiß ich nicht. Ich könnte mir jedoch vorstellen, daß sie das Leben und alle Tage mit mir trägt. Ihre Hände würden stärker sein als die von Melanie oder irgendeiner anderen Frau.“

„Wendel!“ rief Frau Jurgeleit bebend vor Erregung. „Wendel!“ Ihre Finger zerrten an der Kette, daß die Schnur zerriß und die schweren gelben Bernsteintropfen auf den Teppich rollten.

Wendel hüfte sich, aber seine Mutter stand hart, als hätte sie gar nicht bemerkt, daß die Kette zerfiel. „Wendel...“, flüsterte sie.

Wendel hob eine Handvoll der gelben Kugeln auf, hielt sie unter das Licht der Lampe, daß sie durchsichtig schimmerten wie die kleinen Wassertrüffel im Wald unter dem Licht der Sonne. „Manche Erkenntnisse kommen spät“, sagte er, als er die Kugeln mit den braunen, erstarren Harztröpfchen längt vergangener Wälder, die das Meer im Sturm an den Strand geworfen haben mochte. „Es ist wie mit dem Engel auf Marjus' Truhe. Heute weiß ich, was ich früher nicht mußte... Es darf noch nicht zu spät sein.“

Hermann Weick,

der bekannte Karlsruher Roman-Autor, schrieb unseren neuen Roman, mit dessen Abdruck wir übermorgen beginnen.

Dem gefeierten Komponisten Artur Merlin, der nach langem Kampf mit einem Male auf der Höhe des Ruhmes steht, der eine Frau gefunden hat, die er leidenschaftlich liebt und Licht zu werden beginnt, wird die Jahre Frage gestellt: Bist du Merlin — oder bist du jener Musiker anderen Namens, der vor zwanzig Jahren seine schwarze Bluttat begangen hat?

Die schicksalsschwere Frage, die das Gericht und die Vergangenheit an den erfolgreichen Künstler stellt, ist zugleich der Titel der bis zur letzten Zeile packenden und spannenden Erklärung geworden:

Bist du Merlin?

Frau Jurgeleit lief auf ihr Zimmer ohne ein weiteres Wort und ohne die Perlen ihrer Kette aufzulösen und mitzunehmen. Als Wendel aus dem Haus ging, um den Brief, um befehlswillig die Museinderzeugung entbrannt war, zur Post zu bringen, sah er seine Mutter durch einen gelben Vorhang hindurch in ihrem Zimmer stehen, neben der Nachtischlampe, die sie angeknipst hatte. Sie blickte auf eine kleine, verblühte Fotografie, die, wie Wendel mußte, seinen Vater, den Kinderarzt Dr. Jurgeleit, mit seiner ersten Frau darstellte. Wendel konnte ihr Gesicht nicht erkennen. Aber er begriff plötzlich, daß sie nichts von ihrem Leben gehabt hatte, kaum eine Freude, keinerlei Liebe und daß für sie alles zu spät war. Da verzog er ihr.

Das war am Dienstag, als Katrine in Jurata wiederum zwei Briefe erhielt. Doch diesmal war keiner von Wendel dabei, der eine stammt von ihrer Mutter aus Narmeln, und der andere trug einen amtlichen Stempel. Katrine hatte die unangenehme Empfindung, daß dieser Brief mit Antofsch zusammenhängen mußte, denn seit langem hatte sie keine Nachricht mehr von ihm. Unwillkürlich mußte sie an die Sache mit Pischs Fiege denken und, ein wenig angewidert, steckte sie den amtlichen Brief ungeöffnet in die Tasche.

Ihre Mutter schrieb, daß sie wieder bettlägerig sei. Sie fühlte sich nicht eigentlich krank, nur so müde. Der Arzt sei dagewesen und habe gemeint, es fehle ihr nichts Schlimmes, aber sie brauche mal ein bißchen Ruhe, und sie solle sich schonen. „Komm doch mal wieder nach Narmeln“, schrieb sie. „Komm aber bald, ehe es für mich zu spät ist.“

Katrine fuhr am Donnerstag. Als sie vor vierzehn Jahren an der Seite von Antofsch Sabiecki aus der Heimat fortzog, hatte sie sich

norgenommen, nie mehr zurückzukehren, und daran dachte sie nun mit einem kleinen Säbeln. Man nahm sich so viel vor, und später zerbrach das meiste an der Zeit und dem Schicksal.

Sie fuhr über Danzig und Elbing nach Kahlberg. Sie mußte, daß Wendel Jurgeleit zur Zeit auf der Wehrung war, denn seine Briefe kamen ja von dort. Seine Briefe, auf die sie bis jetzt noch nicht geantwortet hatte. Er schrieb so viel davon, Dinge, die ihr mirr und unwohl vorfielen, und andere, die sie erschütterten. Sie konnte nicht antworten. Sie mußte ja selbst nicht, was mit Malte werden sollte. Wenn es stimmte, daß Wendel das Fräulein Michalis aus Danzig nun nicht heiratete, wenn er wirklich in Kahlberg blieb, dann mußte sie wohl einverstanden sein damit, daß er für Malte ein bißchen sorgte, denn er konnte das ja wohl viel besser als Antofsch ober sie. Wenn sie den Jungen aus der Hand gab, dann hatte sie aber nur noch die Arbeit, an die sie sich halten konnte. Das war zwar reichlich genug für das Leben, wie Pommerente jagte, aber ihr schien es zu wenig. Es war so merkwürdig: seit Wendel in Jurata gewesen, war all ihr Trost verloren. Sie hatte keine Kraft mehr zum Widerstand. Und seine Briefe machten sie weid. Es war gut, daß er es nicht mußte.

Als sie in Kahlberg das Schiff verließ, traf sie den alten biden Littemann aus Narmeln, der sich, als sie ihn fragte, ob er mit seinem Fuhrwerk in Kahlberg sei, sofort bereit erklärte, sie am Abend mitzunehmen.

„Dann brauchst du doch nicht zu laufen, kleine Deern“, sagte er, als wäre sie noch immer das junge Ding von ehemals. „Ich fahre aber erst am Abend. Will auch noch ein bißchen in den Krug. Warte am „Waldschlößchen“ auf mich. Um neun Uhr.“ (Schluß folgt.)

